

# Die Jagd nach Welle X [Fortsetzung]

Autor(en): **Mühlen, Hermynia zur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **9 (1933)**

Heft 23

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752363>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DIE JAGD NACH WELLE X

RADIO-KRIMINALROMAN VON  
HERMYNIA ZUR MÜHLEN

5. Fortsetzung

Der kurze Wintertag ging zu Ende. Die Wege leuchteten noch weiß, aber allmählich hüllten Schatten den Park und das Schloß ein.

Adolf warf einen Blick auf seine Taschenuhr.  
«Schon sechs, und ich muß um sieben zu Hause sein!» rief er. «Komm, Dela, wir müssen heimfahren.»

Er schob seinen Arm unter den ihren.  
«Hat dir der Spaziergang gut getan?» fragte er freundlich.

«Ja, der Spaziergang und deine Güte, Adolf», entgegnete sie. «Du weißt ja nicht, was ich in diesen Tagen gelitten habe.»

Das braunlackierte Auto war vor dem Eingangstor geparkt.

Adolf öffnete die Tür.  
«Vorsicht, Dela», sagte er, «das Innenlicht funktioniert nicht. Stoß dich nicht an.»

Er warf den Schlag zu und sprang auf den Führersitz. Das Auto setzte sich in Bewegung.

Dela lehnte sich bequem zurück. Sie holte aus ihrem Täschchen ein Zigarettetenü hervor, nahm eine Zigarette heraus und ließ das kleine silberne Feuerzeug aufflammen.

Das flackernde Licht beleuchtete eine dunkle, in die andere Ecke des Wagens gepreßte Gestalt.

«Robert!» schrie Dela auf.  
Doktor Scholz lachte.

«Erschrick nicht, Liebste», sagte er zärtlich. «Ich mußte mit dir sprechen. Ich ertrage dieses Leben ohne dich nicht länger. Und da du mich nicht empfangen wolltest, blieb mir nur diese kleine Kriegslüste übrig. Verzeih sie mir.»

Dela schlug mit der Faust gegen das Fenster, das sie vom Chauffeursitz trennte.

«Adolf! Adolf! Ich will aussteigen! Ich bleibe keinen Augenblick länger mit Robert im Auto. Adolf! Hörst du mich nicht?»

Aber der Lärm des Motors schien ihre Worte zu überhöhen; Adolfs Gestalt rührte sich nicht. Das Auto verstärkte seine Geschwindigkeit.

«Sei still, Dela, einmal mußte wir doch wieder zusammenkommen.»

«Laß mich! Rühr mich nicht an!»  
Die dunkle Gestalt jedoch rückte näher zu ihr.

«Willst du mich nicht anhören, Liebste?»  
Dela warf die Zigarette in den Aschenbehälter und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu:

«Nein! Nein!»  
Der Mann schlang die Arme um sie und preßte sie fest an sich.

Sie öffnete den Mund, wollte schreien, fühlte einen leisen Schmerz im Arm, als habe sie sich an einer Nadel gestochen. Die starken Arme hielten sie fest. In ihren Ohren begann es zu brausen, eine Welle schien über sie hinwegzuspülen. Mit einem leisen Stöhnen verlor sie das Bewußtsein.

Das Auto hielt vor der Scholzschens Villa. Der Arzt läutete an der Haustür.

«Die gnädige Frau ist ohnmächtig geworden», sagte er zu dem herbeigekommenen Diener. «Sie wollte nach Hause zurückkommen und hat, vor ein paar Minuten, plötzlich das Bewußtsein verloren. Helfen Sie mir, sie in ihr Zimmer zu tragen.»

Er wandte sich an seinen Schwager.

«Es ist nichts», sagte er, «nur eine kleine Schwäche. Das kommt vor. Uebrigens kannst du deiner Mutter sagen, daß zwischen uns wieder alles in Ordnung ist. Dela bleibt bei mir. Ich wußte ja, daß wir uns nur auszusprechen brauchen.»

«Na, Gott sei Dank! Also, auf Wiedersehen!»  
Adolf gab Gas und das braune Auto fuhr nun mit gemäßigter Geschwindigkeit durch die erhellten Großstadtstraßen.

Als Dela die Augen öffnete, glaubte sie zu träumen. Sie sah ihr Schlafzimmer in der Villa, sah neben ihrem Bett eine weißgekleidete Pflegerin, die sich sofort erhob.

«Fühlen Sie sich jetzt wohler, gnädige Frau?»  
«Ich bin doch nicht krank.»

Dela versuchte Klarheit über ihre Lage zu gewinnen. Die Pflegerin drückte auf die elektrische Klingel.

«Eine kleine Ohnmacht», sagte sie sanft. «Nichts von Bedeutung. Morgen können Sie wieder aufstehen.»

Die Tür öffnete sich, und Doktor Scholz trat ein.

«Na, versuche ganz in Ordnung» fragte er halb scherzend. «Du hast mich schön erschreckt, Dela, wie du plötzlich in meinen Armen zusammenbrachst, wenige Meter vor dem Hause. So, Schwester, gehen Sie jetzt Ihr Abendbrot essen; ich bleibe so lange bei meiner Frau.»

Die Pflegerin ging, und Dela starrte ihren Mann mit geweinten, entsetzten Augen an.

«Was soll das heißen?» stammelte sie.  
«Daß du endlich wieder bei mir bist, mein Herz. Jetzt lasse ich dich nicht mehr los, meine kleine Dela.»

«Ich will aber...»  
Sie versuchte sich aufzusetzen. Seine Hände drückten sie sanft, doch entschieden in die Kissen zurück.

«Hör mich an, mein Kind», sagte er. «Ich will jetzt ganz ernst mit dir reden. Du bist krank. Nein, nicht körperlich», fügte er hinzu, «als sie eine hastige Gebärde machte. «Nicht körperlich, sondern seelisch. Seit Monaten hat mir dein Gemütszustand Sorgen gemacht, aber ich wollte mit niemanden darüber sprechen. Ich hoffte, daß es etwas Vorübergehendes sei.»

«Mein Gemütszustand?»  
«Du bist nervös, hysterisch, Dela; wenn du mir nicht gehorchst, wenn du nicht alle meine Anweisungen befolgst, kann die Sache sehr arg werden.»

«Was willst du damit sagen?»  
«Daß du... es fällt mir schwer, die Worte auszusprechen, mein armes Kind... daß du bisweilen nicht ganz bei Verstand bist. Du leidest an krankhaften Ideen, Halluzinationen, bildest dir Dinge ein, die nie vorgefallen sind. In einem derartigen Zustand bist du damals auch von mir fortgelaufen.»

Sie starrte ihn tödlich erschrocken an.

«Willst du behaupten, daß ich verrückt bin?»  
«Aber, Kind, wozu dieses häßliche Wort? Nein, du bist nicht verrückt, noch nicht, aber du bedarfst der größten Schonung, der größten Ruhe. Rege dich jetzt nicht auf, ich werde alles daransetzen, dich in kürzester Zeit wiederherzustellen. Du mußt nur Vertrauen zu mir haben.»

«Ich bleibe nicht hier.»  
«Willst du lieber in ein Irrenhaus gebracht werden?» fragte er hart.

«Robert, um Gottes willen, was hast du vor? Was willst du mit mir tun?»

«Dich heilen, mein armes Kind, meine kleine Frau wieder gesund machen. Das ist alles.»

«Und wenn ich mich weigere, hierzubleiben? Wenn ich wieder fortlaufe?»

Sein Gesicht veränderte sich.

«Du wirst dazu keine Gelegenheit haben. Die Pflegerin weiß, worum es sich handelt, und ich kann mich auf sie verlassen. In ein paar Wochen, Dela, wirst du mir selbst danken, daß ich so gehandelt habe.»

Er fuhr liebkosend über ihr weiches Haar.

«Niemand wird wissen, was dir gefehlt hat; ein kleiner Nervenzusammenbruch, verbunden mit großer körperlicher Schwäche. Ein Zustand, den ich allein behandeln kann. Alles ist in bester Ordnung... Ah, da sind Sie wieder, Schwester. Bleiben Sie bei der Patientin, lassen Sie sie nicht aufstehen, damit sie uns nicht wieder ohnmächtig wird. Ich bin in einer Stunde wieder da.»

Er zog die Pflegerin in eine Ecke und sprach flüsternd mit ihr.

«Ich verstehe, Herr Doktor. Sie können sich in allem ganz auf mich verlassen.»

Elftes Kapitel.

Hugo Brand lädt seinen Revolver.

Als Hugo Brand sich ungefähr auf halbem Weg zwischen Breslau und München befand, wäre er fast ausgestiegen und nach Breslau zurückgefahren. Je länger er über die Ereignisse der Nacht nachdachte, desto gewisser erschien ihm, daß er nicht geträumt, daß wirklich jemand in seinem Zimmer gewesen war und versucht hatte, ihn mit Chloroform zu betäuben. Aber wer? Und weshalb?

Aus seiner Brieftasche, die auf dem Nachttisch gelegen hatte, fehlte keine einzige Banknote, und auch sonst war nichts geraubt worden. Dafür aber war seine Reisetasche, die er vor dem Schlafengehen gepackt hatte, in eiger furchtbaren Unordnung, als hätte jemand hastig darin gewühlt.

Hugo Brand zerbrach sich den Kopf darüber, was der nächtliche Gast, der offensichtlich kein gewöhnlicher Dieb gewesen war, bei ihm gesucht haben mochte. Selbstverständlich hatte sein erster Verdacht Doktor Mühlmann gegolten; aber was konnte dieser Mensch bei ihm vermuten, das ihm gefährlich werden könnte?

Das war ja das Seltsame an der ganzen Angelegenheit, daß es gegen den Verdächtigen keine greifbaren Beweise gab, keine geben konnte. Es war nur möglich, ihn durch etwas Ungreifbares zu überführen: eine Stimme, die auf- und wieder verstummt, einen Hauch, ins Weltall ausgestoßen, den Wellen preisgegeben, die im Aether zitterten.

Und wenn es Mühlmann gewesen war, wie konnte der nachts, ungesehen ins Hotel kommen und wieder fortgehen?

Hugo Brand zuckte ungeduldig die Achseln. Vielleicht war es ja doch nur ein gewöhnlicher Hoteldieb gewesen, der durch seinen, Brands, Aufschrei erschreckt worden und unverrichteter Dinge geflohen war. Also eine ziemlich alltägliche, weiter nicht besonders aufregende Sache. Und was Doktor Mühlmann anbelangte, so würde ja eben um diese Zeit der alte Pfarrer im Radio seine Stimme hören und feststellen können, ob es die gesuchte sei. Ob der Alte ihm wohl nach München telegraphieren wird? Oder ob Erich Schap eine Nachricht bekommen hat?

Wenngleich Hugo Brand von der langen Fahrt ermüdet war, begab er sich noch am gleichen Abend in das Café, wo Erich zu verkehren pflegte. Er traf ihn zwar nicht an, dafür aber Doktor Scholz, der äußerst heiter im Kreise einiger Bekannten saß und Hugo herzlich begrüßte.

«Wo haben Sie denn gesteckt, Brand?» fragte er. «Ich habe Sie so lange nicht gesehen.»

Hugo Brand brumnte etwas von einer Geschäftsreise; Scholz brauchte nicht zu wissen, daß er in Breslau gewesen war.

«Wie geht es Ihrer Frau, Doktor Scholz?» fragte er.

«Gut», erwiderte Scholz vergnügt, «das heißt, sie ist etwas herunter und muß sich schonen. Ich hoffe, im Juli Vater zu werden.»

«Ich gratuliere.»  
Hugo Brand war etwas verblüfft; diese Nachricht hatte er nicht erwartet.

«Heiraten Sie ja nicht, Brand», klagte grinsend einer der Herren, die an Scholz' Tisch saßen. «Unser armer Kollege hat in der letzten Zeit viel auszustehen gehabt.»

«Wieso?» fragte Brand mit harmloser Miene.  
Doktor Scholz lachte.

«Mein Gott, das muß man in Kauf nehmen. Meine arme Frau war demmaßen nervös geworden, daß sie mir eines schönen Tages Knall und Fall davonging, zu ihrer Mutter. Die guten Freunde», fügte er bissig hinzu, «munkelten schon allerlei, sprachen von einer Scheidung, erzählten Gott weiß was. Aber ich habe mir ein Husarenstücklein geleistet, habe meine eigene Frau entführt, und jetzt, Frauen sind ja im allgemeinen romantisch, ist alles in schönster Ordnung.»

Seine treuherzigen Augen glänzten glückselig; er sah wie ein erfronter Knabe aus.

(Fortsetzung Seite 730)

«Das freut mich», sagte Hugo Brand freundlich. «Darf ich Ihre Frau besuchen?»

«Noch nicht, lieber Brand; sie muß noch ein paar Tage ganz ruhig sein, darf niemanden sehen. Ich denke, in einer Woche wird sie wieder völlig normal sein. Augenblicklich will sie nur mich sehen, weigert sich sogar, ihre Mutter und ihren Bruder zu empfangen.»

Hugo Brand wurde nachdenklich. Sollte der Pfarrer doch recht gehabt haben, sollte Dela Scholz eine Gefahr drohen?

Er betrachtete den Mann. Ausgeschlossen! So sieht kein Mörder aus, so ehrbar, so gut bürgerlich, so harmlos. Er blieb noch eine Weile im Café, dann überkam ihn doch die Müdigkeit und er ging nach Hause.

Es wunderte ihn ein wenig, daß er keine Nachricht von dem Pfarrer vorfand; der Alte hätte doch ein Wort telegraphieren können. Nun, vielleicht kam morgen ein Brief. Heute war er viel zu müde und schläfrig, um sich noch Gedanken zu machen.

Während er sich auskleidete, fiel sein Blick auf das Telefon, das neben seinem Bett angebracht war. Sollte er Erich Schap anrufen? Ach nein, der ist bestimmt noch nicht zu Hause, kommt ja nie vor eins, zwei Uhr heim, und jetzt ist es erst Mitternacht.

Wie einladend das Bett aussah; Hugo Brand streckte sich bequem; herrlich, er wird schlafen, solange er will, ungestört von Hoteldieben oder was immer der nächtliche Besuch gewesen sein mochte.

Er las noch etwa eine halbe Stunde, dann schlief er ein.

\*

Ein leises Geräusch tönte in seinen Schlaf.

Ich träume, dachte er noch völlig benommen. Oder ist es schon Morgen und die Scheuerfrau ist gekommen? Habe ich gestern in meiner Verschlafenheit den Riegel vorge-schoben und sie kann nicht herein? Ach was, mag sie schellen, ich will meine Ruhe haben. Ich stehe nicht auf.

Aber das Geräusch wurde lauter und riß ihn völlig aus dem Schlaf. Nun merkte er auch, daß es in seiner nächsten Nähe ertönte und nicht die Wohnungsklingel war: das Telefon schellte.

Aegerlich griff er nach dem Hörer: wer konnte um diese Zeit anrufen?

«Hallo, wer ist da?», fragte er mürrisch.

«Herr Brand...» Die Stimme klang fast wie ein Flü-stern; Hugo Brand erkannte sie nicht.

«Herr Brand, sind Sie am Apparat?»

«Ja. Wer ist da?»

«Ich muß... ich muß...»

Die Stimme verstummte plötzlich.

Hugo Brand rief ärgerlich noch ein paar mal. «Hallo», aber das Telefon surrte nur; am anderen Ende des Drahtes mußte der Hörer zurückgehängt worden sein.

Wer hatte ihn angerufen und weshalb hatte der Unbekannte nicht weitersprochen? Er sah auf die Uhr: drei Uhr und zehn Minuten. Man schreckt doch nicht um diese Zeit einen Menschen sinnlos aus dem Schlaf. Und diese flüsternde Stimme, gepfeift, angstvoll. Eine Männerstimme, eine Frauenstimme? Eher eine Frauenstimme. Aber nicht einmal das war gewiß. Wieder eine Stimme, eine unbekannte Stimme, wie die im Radio! Hingen die beiden zusammen?

«Ich muß, ich muß...», hatte die Stimme geflüstert. Das konnte vieles bedeuten: Ich muß Sie sehen, muß mit Ihnen sprechen.

Aber weshalb um diese Zeit? Weshalb hatte der Besitzer der Stimme nicht bis morgen gewartet? Weshalb war die Sache so dringlich? Und wenn sie so dringlich war, weshalb hatte dann der geheimnisvolle Unbekannte oder die geheimnisvolle Unbekannte den Hörer zurückgehängt, ohne zu sagen, was er oder sie hatte sagen wollen?

Ein unangenehmer Gedanke: da will ein Mensch ihn sprechen, braucht vielleicht ein Mensch seine Hilfe, denn die Stimme hatte hilfesuchend geklungen, und aus irgendeinem Grunde wird die Verbindung unterbrochen. Was ist mit dem Menschen geschehen, der ihn angerufen hat? Was kann mit ihm geschehen sein? Hat er es sich plötzlich anders überlegt, oder — ist er verhindert worden, weiterzusprechen? Weshalb? Von wem? Wer hat ein Interesse daran, daß jemand nicht mit Hugo Brand spricht?

Die flüsternde Stimme. Hat sie ihn nicht an eine bekannte Stimme erinnert? Hugo Brand zerbrach sich den Kopf. Ja, er kannte diese Stimme, das heißt, er wußte, daß er sie bereits gehört habe, aber nicht, wem sie gehörte. Wenn sie laut gesprochen hätte... Aber so, sie hatte ja so leise geredet, daß er kaum die Worte verstanden hatte. Weshalb hatte sie so leise geredet? Um nicht von anderen gehört zu werden? Von anderen, vor denen dieser Mensch Angst hatte? Oder nur aus Rücksichten für in der Nähe Schlafende?

Hugo Brand seufzte: abermals eine schlechte Nacht. Er mußte wach bleiben, vielleicht klingelte das Telefon noch einmal, vielleicht rief ihn der unbekannte Mensch noch einmal an.

Woher hatte dieser Mensch überhaupt gewußt, daß er wieder in München war? Er hatte außer Scholz und den paar Männern am Stammtisch im Café keinen Menschen getroffen. A U ß E R S C H O L Z ! Die anderen waren oberflächliche Bekannte, die zählten nicht. Aber Scholz! Wenn es nun... wenn es Dela Scholz gewesen wäre? Vielleicht hat sie während seiner Abwesenheit öfter angerufen und keine Antwort erhalten; vielleicht hat Scholz

ihr erzählt, daß er ihn im Café getroffen hat? Aber sie hätte doch bis zum nächsten Morgen warten können. Es lag kein Grund vor... Oder lag doch einer vor?

Er wird morgen zu den Scholzens gehen. Dann aber fiel ihm ein, der Arzt habe gesagt, Dela dürfe in den nächsten Tagen keinen Besuch empfangen. Er wird also an der Tür abgewiesen werden.

Die einzige Möglichkeit ist, ihr zu schreiben. Hugo Brand stand auf, schlüpfte in den Schlafrock und setzte sich an seinen Schreibtisch.

Er muß vorsichtig schreiben, die Möglichkeit im Auge behalten, daß der Brief zuerst von andern gelesen wird, und Dela muß trotzdem zwischen den Zeilen lesen können, daß er wisse... ja, was wußte er eigentlich? Eine verwünschte Angelegenheit, aber der Brief mußte jedenfalls geschrieben werden.

Hugo Brand brauchte über eine Stunde, bis er ein unverfängliches, aber dennoch vielsagendes Schreiben verfaßt hatte. Der Januar morgen sickerte bereits grau durchs Fenster herein; es war zu spät, wieder ins Bett zu gehen. Frierend, übernächtigt holte Hugo Brand aus dem Vorratschrank gemahlene Kaffee, kochte in der elektrischen Maschine ein starkes Gebräu und aß dazu einige Kekse. Doch auch jetzt hing, wie die ganze Zeit über, seine Augen an dem Telefon, und seine Ohren warteten gespannt auf ein Klingeln, das nicht ertönte.

Nach dem Frühstück kleidete er sich an. Er wollte den Brief nicht der Post anvertrauen; hatte jemand ein Interesse daran, Dela Scholz von der Welt abzuschneiden, so wurde bestimmt ihre Post überwacht. Es schien klüger, das Schreiben dem Diener zu übergeben, zugleich mit einem guten Trinkgeld; mochte der Mann denken, was er wollte.

Hugo Brand wartete bis elf Uhr; um diese Zeit war Doktor Scholz bestimmt schon unterwegs zu Patienten. Er schritt durch die belebten Straßen, langsam, schlen-dern-d, noch immer überlegend.

Auf dem Theaterplatz begegnete er Scholz, der eben aus dem Auto stieg.

«Servus, Brand!» rief der Arzt. «Wie geht's? Ausgeschlafen? Sie haben gestern Abend einen so müden Eindruck gemacht.»

War es Einbildung, oder ruhten die Augen des Arztes wirklich prüfend auf Hugo Brands Gesicht? «Ich war auch müde», gab dieser zu. «Habe von Mitternacht durchgeschlafen bis zehn Uhr früh.»

Der Arzt lachte.

«Sie haben es gut; Sie werden nicht immer wieder vom Telefon aus dem Schlaf geschreckt, wie ein armer Arzt der nie weiß, wann er gerufen wird.»

«Stimmt. Für mich ist das Telefon überhaupt ein Luxusgegenstand, ich telefoniere fast nie und werde vielleicht einmal in der Woche von Bekannten angerufen. Ich weiß gar nicht, weshalb ich eigentlich eines habe. Ueberhaupt ist mir unverständlich, wie man, wenn man richtig eingeschlafen ist, das Klingeln hören kann. Bei mir wäre das ausgeschlossen. Wenn ich schlafe, kann man neben meinem Bett eine Kanone abschießen, ohne mich zu wecken.»

Doktor Scholz lachte.

«Glücklicher Mensch! Aber ich muß dort ins Haus, zu einer Patientin. Auf Wiedersehen.»

«Auf Wiedersehen.»

Sobald Scholz im Hausflur verschwunden war, nahm Brand ein Auto und fuhr bis in die Nähe der Villa. Dort stieg er aus und strebte fast im Laufschrift auf das Haus zu.

Ein Diener öffnete.

«Kann ich die gnädige Frau sehen?» fragte Brand auf Geratewohl.

«Leider nicht; die gnädige Frau ist leidend und empfängt keine Besuche.»

«Wollen Sie ihr dann, bitte, diesen Brief übergeben, aber persönlich.»

Hugo Brand legte den Brief und ein Fünfmarkstück in die Hand des Dieners.

«Jawohl, Herr Brand. Sofort. Danke schön.»

Die fünf Mark schienen auf den Mann Eindruck gemacht zu haben. Auf seinem Gesicht erschien ein etwas schmutziges Lächeln, und Brand dachte befriedigt: er nimmt also wirklich das an, was er annehmen soll. Um so besser.

Er eilte zu seinem Auto zurück und fuhr heim. Es benutzte ihn, daß er noch keine Nachricht von dem alten Pfarrer erhalten hatte. Vielleicht war mit der zweiten Post ein Brief gekommen.

\*

Der Diener schloß die Haustür hinter sich und strebte nach der Treppe, den Brief in der Hand.

Auf der ersten Stufe stand die weißgekleidete Pflegerin.

«Ist etwas für mich gekommen?» fragte sie. «Ich erwarte einen Brief.»

«Nein», entgegnete der Diener kurz und wollte an ihr vorbeigehen.

«Ach, ein Brief für die gnädige Frau. Geben Sie her, ich bringe ihn ihr.»

«Ich soll ihn persönlich übergeben», erwiderte der Diener grinsend.

Auch die Pflegerin lächelte.

«Ich werde ihn schon der gnädigen Frau geben, seien Sie unbesorgt. Mein Gott, sie ist so jung und so hübsch, wenn die keine Hofmacher haben sollte! Und der Herr

Doktor hat so wenig Zeit für sie. Obgleich er ein rührend zärtlicher Gatte ist. Na, geben Sie schon her. Sie können ja doch jetzt nicht zu der gnädigen Frau hinein; sie kleidet sich gerade an. Und wer weiß, wie ungeduldig sie auf den Brief wartet. So, danke.»

Ihre gestreifte Schürze raschelte, als sie eilends die Treppe hinaufging. Der Diener kehrte an seine Arbeit zurück.

\*

Hugo Brand verbrachte den ganzen Tag daheim. Er wartete auf einen Brief oder ein Telegramm des Pfarrers und auf eine Nachricht von Dela Scholz. Aber es wurde Abend und wurde Nacht, ohne daß er von den beiden etwas gehört hätte.

Dafür aber klingelte es gegen elf Uhr nachts an seiner Tür und als er öffnete, sah er vor sich seinen Freund, den einstigen Jongleur und jetzigen Taschendieb.

«Haben Sie zu trinken, Herr Brand», sagte Franz Mittendorfer, der als Artist unter dem Namen Francesco Mirono gearbeitet hatte und diesen Künstlernamen noch immer seinem wirklichen vorzog.

«Selbstverständlich. Kommen Sie nur herein.»

Mittendorfer setzte sich seufzend in einen Lehnstuhl und rieb die blaugeflorene Hände gegeneinander.

«Bei diesem Sauwetter ist kein Geschäft zu machen», brummte er verdrießlich. «Die Hände werden so kalt, daß man mit ihnen nichts anfassen kann.»

Hugo Brand stellte ihm ein Glas Wein hin; Schnaps trank Mittendorfer nicht, weil, wie er behauptete, die Hände davon zittern.

Der Mann trank, rauchte die ihm von Hugo angebotene Zigarre und schien etwas auf dem Herzen zu haben.

Er sprach allerlei, redete vom Geschäft, von seiner Familie, von den schlechten Zeiten, aber Hugo Brand merkte, daß er nicht nur des Weines und der warmen Stube wegen gekommen war.

«Was gibt's denn, Mirono?» fragte er. «Brauchen Sie etwas? Kann ich Ihnen helfen?»

«Diesmal, Herr Brand», entgegnete der einstige Artist, «sieht es fast so aus, als ob ausnahmsweise einmal ich Ihnen helfen könnte.»

«Sie mir?»

«Ja. Es ist eine komische Geschichte. Sie werden Sie mir wahrscheinlich gar nicht glauben, Herr Brand.»

«So reden Sie doch.»

Mittendorfer-Mirono setzte sich gerade.

«Sie wissen, Herr Brand, daß ich einmal ein berühmter Mann war, alle Varietés haben sich nur so um mich gerissen. Aber dann... die Zeiten sind halt so schlecht geworden, und ich hab, wie so viele andere, auf der Straße gelegen... Was hätte ich tun sollen? Meine Familie hungern lassen? Bei meinen geschickten Händen? Na, Sie wissen das ja, Herr Brand.»

«Ich weiß, ich weiß. Wahrscheinlich hätte ich an Ihrer Stelle auch nicht anders gehandelt.»

«Verzeihen Sie», sagte Mittendorfer-Mirono etwas beleidigt. «Aber Ihre Hände sind nicht so geschickt wie die meinen. Dazu gehört ein jahrelanges Studium.»

«Sie haben recht, aber wollen Sie mir nicht sagen, was...»

«Ich komm schon drauf. Also, nicht wahr, durch meinen neuen Beruf komme ich mit allerhand Leuten zusammen, die, wie soll ich das sagen, na, die nicht gerade zur besten Gesellschaft gehören. Das läßt sich nicht vermeiden, Herr Brand; wenn man sich vor diesen Leuten zurückhält, so heißt es gleich, daß man hochmütig ist, nicht wahr? Und so habe ich auch einen Bekannten, Namen möchte ich keinen nennen. Sie werden sich schon denken können, weshalb, der ist ein guter Kerl, aber kein feiner Mensch. Er war früher Metzgergeselle, ein Riese, sag ich Ihnen, seit drei Jahren arbeitslos. Also, der zieht mich heute im Wirtshaus beiseite und fragt mich: Sag, Franzl, du hast doch einen Bekannten, der Hugo Brand heißt? Ja, sag ich, warum? Sag dem Herrn, er soll sich in acht nehmen. Mir sind heute von einem Unbekannten hundert Mark geboten worden, wenn ich ihn bei einer günstigen Gelegenheit so verprügele, daß er wochenlang nicht gehen und nicht stehen kann. Günstige Gelegenheiten gibt es jetzt, da die verschiedenen Parteien immer aufeinander loshauen, genug. Der Unbekannte hat mir gesagt, wo dieser Herr Brand wohnt und ihn mir ganz genau beschrieben. Aber ich mach's nicht, der Mann hat mir nichts getan und außerdem ist er dein Freund. Sonst... hundert Mark könnt ich gut brauchen. Vielleicht erzählst du deinem Herrn Brand die Geschichte, und er läßt was springen, weil ich ihn nicht verprügele werde.»

Hugo Brand starrte seinen Besuch an.

«Glauben Sie die Sache, oder ist das eine Erpressung, Mirono?»

«Es ist ganz bestimmt wahr, der... mein Bekannter lügt nicht. Er ist zwar kein feiner Mensch, aber er lügt nicht. Und wenn er erpressen wollte, würde er sich einen Reicher aussuchen, als Sie.»

«Stimmt. Danken Sie Ihrem Bekannten und bringen Sie ihm zehn Mark von mir. Für mehr langt es leider nicht.»

Mittendorfer nickte:

«Das hab ich ihm gleich gesagt, fünf Mark, höchstens zehn, mehr wird nicht herauskommen. Aber er wird auch damit zufrieden sein.»

«Ich danke Ihnen für die Warnung, Mirono.»

(Fortsetzung folgt)